

Ämtlicher Anzeiger der Staats-, Gerichts- und Communal-Behörden.
Zugleich Organ für die Bekanntmachungen des Kreis-Anschusses des Obertaunuskreises.

Nr. 28. *)

Bad Homburg v. d. H., Dienstag, den 14. März

1916.

Bekanntmachung

betreffend Regelung des Verkehrs von aus dem Ausland eingeführtem Schmalz (Schweineschmalz). Vom 4. März 1916.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

§ 1.

Das nach dem Inkrafttreten dieser Verordnung aus dem Ausland eingeführte Schmalz (Schweineschmalz) darf nur durch die Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. in Berlin in den Verkehr gebracht werden. Wer nach diesem Zeitpunkt Schmalz aus dem Ausland einführt, hat es an die Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. in Berlin zu verkaufen und zu liefern.

§ 2.

Wer aus dem Ausland Schmalz einführt, ist verpflichtet, der Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. unter Angabe von Menge, Preis und Bestimmungsort unverzüglich nach der im Ausland erfolgten Verladung des Schmalzes Anzeige zu erstatten, auch alle sonstigen handelsüblichen Mitteilungen an die Gesellschaft weiterzuleiten. Er hat ferner den Eingang des Schmalzes und dessen Aufbewahrungsort der Gesellschaft unverzüglich anzuzeigen.

Die Anzeigen und Mitteilungen erfolgen telegraphisch; sie sind schriftlich zu bestätigen.

§ 3.

Wer auf Grund des § 1 an die Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. zu liefern hat, hat das Schmalz bis zur Abnahme durch die Gesellschaft mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns aufzubewahren, zu behandeln und es auf Verlangen der Gesellschaft an einem von ihr zu bezeichnenden Orte zur Besichtigung zu stellen. Er ist verpflichtet, etwaige Verladungsanweisungen der Gesellschaft zu befolgen.

§ 4.

Die Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. soll sich unverzüglich nach Empfang der Anzeige von der Einfuhr und, wenn eine Besichtigung vorgenommen wird, unverzüglich nach der Besichtigung erklären, ob sie das Schmalz übernehmen will. Das Eigentum geht mit dem Zeitpunkt auf die Gesellschaft über, in dem die Uebernahmeerklärung dem Veräußerer zugeht.

§ 5.

Die Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. setzt den Uebernahmepreis endgültig fest.

§ 6.

Alle Streitigkeiten zwischen der Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. und dem Veräußerer über die Lieferung, die Aufbewahrung und den Eigentumsübergang entscheidet endgültig ein Ausschuss.

Dieser besteht aus einem Vorsitzenden und vier Mitgliedern sowie deren Stellvertretern, die sämtlich vom Reichskanzler ernannt werden.

Der Reichskanzler kann allgemeine Grundsätze aufstellen, die der Ausschuss bei seinen Entscheidungen befolgen soll.

Der Ausschuss soll bestimmen, wer die baren Auslagen des Verfahrens zu tragen hat.

*) Das gestrige Kreis-Blatt ist Nummer 27.

§ 7.

Die Zentral-Einkaufsgesellschaft m. b. H. soll bei Verteilung der erworbenen Schmalzmengen die Bestimmungen des Reichskanzlers (Reichsamt des Innern) innehalten.

§ 8.

Ausgenommen von diesen Bestimmungen sind geringfügige Mengen, die als Reiseproviant oder im Grenzverkehr aus dem Ausland eingeführt werden, sofern die Einfuhr nicht zu Handelszwecken erfolgt.

Inwieweit im übrigen Ausnahmen von diesen Bestimmungen zugelassen werden, bleibt besonderer Anordnung des Reichskanzlers vorbehalten.

Der Reichskanzler kann bestimmen, inwieweit diese Verordnung auf die Durchfuhr Anwendung findet.

§ 9.

Als Ausland im Sinne dieser Verordnung gilt nicht das besetzte Gebiet.

§ 10.

Mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark wird bestraft, wer den Vorschriften in §§ 1, 2 oder 3 zuwiderhandelt. Neben der Strafe können in den Fällen der §§ 1 und 2 die Gegenstände, auf die sich die Zuwiderhandlung bezieht, ohne Unterschied, ob sie dem Täter gehören oder nicht, eingezogen werden.

§ 11.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft. Der Reichskanzler bestimmt den Zeitpunkt des Außerkrafttretens.

Berlin, den 4. März 1916.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.

Delbrück.

Bad Homburg v. d. H., 9. März 1916.

Wird veröffentlicht.

Der Königliche Landrat.

J. B.: v. Bernus.

Bekanntmachung.

Auf Grund des § 4 der Bekanntmachung über die Regelung der Kartoffelpreise vom 28. Oktober 1915 (Reichs-Gesetzblatt S. 711) in der Fassung vom 2. März 1916 (Reichs-Gesetzblatt S. 140) wird hiermit für den Kleinhandel mit Kartoffeln, das heißt für den Verkauf an den Verbraucher, soweit er nicht Mengen von mehr als 500 Kilogramm zum Gegenstand hat, nach Anhörung von Sachverständigen für den Obertaunuskreis mit Ausnahme der Stadt Bad Homburg v. d. H. der **Höchstpreis für beste ausgelesene Speisekartoffeln** wie folgt festgesetzt:

I.

- 10,30 Mk. für 100 Kilogramm (1 Malter) bei Abholung vom Lager des Kartoffelerzeugers,
10,70 Mk. für 100 Kilogramm (1 Malter) bei freier Anlieferung in die Wohnung des Käufers sowie beim Verkaufe auf dem Markte und in den Läden.

Im Kleinhandel bis zu 50 Kilogramm beträgt der Preis höchstens 59 Pfg. für 5 Kilogramm (10 Pfd.).

je nach Beschaffenheit, regelmäßig um 10 Proz. bis 20 Proz. unter 100 Pfund für die Tonne (50 Pfund für 100 Kilogramm (1 Metter)).
III.

Die vorstehend festgesetzten Höchstpreise gelten nicht für Frühkartoffeln aus der Ernte 1916. Als Frühkartoffeln gelten Kartoffeln neuer Ernte, die vor dem 15. August geliefert werden.

IV.

Diese Preise sind Höchstpreise im Sinne des Gesetzes betreffend Höchstpreise vom 4. August 1914 in der Fassung der Bekanntmachung vom 17. Dezember 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 516) in Verbindung mit der Bekanntmachung vom 21. Januar 1915 Reichs-Gesetzbl. S. 25 und vom 23. September 1915 (Reichs-Gesetzbl. S. 603) mit den in der Verordnung des Stellvertretenden Reichskanzlers vom 26. Februar 1916 vorgesehenen Einschränkungen. Ein Verstoß gegen die vor genannten Bestimmungen wird gemäß § 4 des Gesetzes vom 4. August 1914 mit Geldstrafen bis zu 3000 Mk. oder im Unvermögensfalle mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.

Diese Bekanntmachung tritt am 15. März 1916 in Kraft.
Bad Homburg v. d. H., den 9. März 1916.

Der Kreisausschuß.
J. B. v. Bernus.

Verordnung

betr. Regelung des Verkehrs mit Butter.

Auf Grund der Bundesratsverordnung über den Verkehr mit Butter vom 8. Dezember 1915 (R.-Ge.-Bl. S. 807) wird für den Umfang des Overtaunuskreises mit Ausnahme der Stadt Bad Homburg v. d. H. mit Genehmigung des Herrn Regierungs-Präsidenten in Wiesbaden folgendes verordnet:

§ 1.

Butter darf gewerbsmäßig in denjenigen Gemeinden, welche durch Vermittlung des Kreises Butter von der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft erhalten, nur gegen Butterbezugsarten abgegeben werden. Ein Lieferungsanspruch besteht nicht. Lieferung erfolgt nur soweit Ware vorhanden ist.

§ 2.

Die Bezugsarten werden von den Gemeindebehörden regelmäßig für zwei Wochen (Butterverteilungsperiode) ausgegeben. Die Gewichtsmenge, auf welche sie lauten, wird nach Maßgabe der vorhandenen Vorräte durch die Gemeindebehörden festgesetzt, sie darf 125 Gramm per Kopf der Bevölkerung wöchentlich nicht übersteigen. Kinder unter 2 Jahren sind vom Butterbezug ausgeschlossen.

§ 3.

Für Wirtschaften aller Art, Gasthöfe, Bädereien, Konditoreien, Fremdenheime, Kaffeehäuser, Krankenhäuser, Anstalten und dergleichen müssen die Bezugskarten schriftlich nach vorgeschriebenem Vordruck bei der Gemeindebehörde beantragt werden. Die darin geforderten Angaben sind wahrheitsgetreu zu machen.

Die Gemeindebehörde bestimmt, welche der genannten Betriebe Butter erhalten werden, und in welchen Mengen. Im Bedarfsfalle kann die Gemeindebehörde für die genannten Betriebe statt der Butterkarten, Butterbezugscheine ausgeben.

§ 4.

Buttermengen, die von außerhalb in den Gemeindebezirk eingeführt werden, sind von dem Empfänger der Gemeindebehörde binnen 3 Tagen anzuzeigen.

Hat ein Einzelverbraucher in der zur Zeit der Ausgabe der Bezugskarten laufenden Butterverteilungsperiode insgesamt, sei es von außerhalb, sei es auf Grund der Bezugskarte das Doppelte der Menge die ihm nach der Bezugskarte zusteht, oder mehr bezogen, so darf er für die nächste Butterverteilungsperiode eine Bezugskarte nicht annehmen.

Die im § 3 bezeichneten Betriebe haben wenn sie Butter von außerhalb beziehen, diese Menge in dem Antrag

Der Vorsitzende des Kreisausschusses ist ermächtigt, alle zur Ausführung dieser Verordnung erforderlichen Anordnungen zu erlassen.

§ 6.

Zu widerhandlungen gegen die vorstehende Verordnung sowie gegen die gemäß § 5 erlassenen Ausführungsanordnungen werden gemäß § 13 der Bundesratsverordnung vom 8. Dezember 1915 mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark bestraft.

§ 7.

Diese Verordnung tritt am 6. März in Kraft.
Bad Homburg v. d. H., den 3. März 1916.

Der Kreisausschuß des Overtaunuskreises.
v. Bernus, Königlicher Landrat.

Berlin, den 16. Februar 1916.

Maßregeln gegen die Knochenbrüchigkeit der Haustiere.

Beröffentlichungen des Preussischen Landwirtschaftsministeriums.

Nach ausnahmsweise trockenen Sommern treten regelmäßig die Zeichen mangelhafter Ernährung unter den Viehbeständen auf, die in der Hauptsache auf den ungenügenden Gehalt der in der eigenen Wirtschaft gewonnenen Futtermittel, namentlich des Raufutters, an aufnahmefähigen Aschebestandteilen beruhen. Am augenfälligsten sind diese Anzeichen bezüglich der Entwicklung der Knochen wachsender Tiere, aber auch bei volljährigen, namentlich bei tragenden Tieren und bei Milchvieh können infolge mangelhaften Stoffesatzes die Schäden auftreten. In beiden Fällen fehlt den Knochen die erforderliche Widerstandsfähigkeit, so daß Knochenbrüche und die sonstigen Erscheinungen der mangelhaften Bildung der Knochensubstanz auftreten. Indessen können sich die Mängel auch auf die fehlerhafte Bildung der übrigen Gewebsarten erstrecken, nur fallen sie hier weniger in die Augen.

Die Erscheinungen zeigen sich in der Regel nach erst bei der Winterfütterung, einmal wohl deshalb, weil beim Grünfütter die Verdaulichkeit auch der Aschebestandteile eine bessere ist als beim Trockenfütter, sodann aber auch aus dem Grunde, weil die mangelnde Stoffzufuhr, namentlich beim erwachsenen Vieh erst einige Zeit angebauert haben muß, ehe die Folgen hervortreten. So war es in dem trockenen Jahr 1893, in frischer Erinnerung sind diese Vorgänge aber aus dem ebenfalls sehr trockenen Jahr 1911.

Das Jahr 1915 hat beide Jahre an Ungunst der Witterung und namentlich bezüglich der ungenügenden Niederschläge im Vorfrühling im ganzen Norden und Osten des Reiches noch übertroffen. Es ist daher nicht überraschend, wenn auch jetzt wieder Knochenbrüchigkeit auftritt, zumal wenn man berücksichtigt, daß in normalen Zeiten der beim Raufutter bestehende Mangel an mineralischen Nahrungstoffen durch entsprechende Beigabe von Kraftfutter ersetzt werden konnte, was in dem laufenden Jahr aus bekannten Gründen nicht möglich ist. Dazu kommt, daß es zurzeit dem verfügbaren Futter auch an dem nötigen Eiweiß fehlt. Das letztere spielt aber bei der Verdauung eine bedeutsame Rolle. Fehlt es an Eiweiß, so ist auch die Aufnahme der in dem Futter enthaltenen Aschebestandteile eine mangelhafte.

Es fragt sich, welche Mittel zur Verfügung stehen, um dem Uebelstand abzuwehren. Das nächstliegende Mittel, die Verabreichung reichlicher Mengen von Futtermitteln, die sowohl Eiweiß als Aschebestandteile in einer für den Tierkörper aufnahmefähigen Form und in reichlicher Menge enthalten, z. B. Hülsenfrüchte, Hafer, Kleeheu, Oelfuchensamen, Bohnen- und Erbsenstroh versagt, da diese Futtermittel nicht zu beschaffen sind. Es bleibt also nur übrig, die fehlenden Aschebestandteile in geeigneter Form dem Futter unmittelbar zuzumischen.

In erster Linie handelt es sich dabei um die Beigabe von phosphorsaurem Kalk für die Knochenbildung, in

Bergmann, Kiel, Hohenstaufenring 37.



Todes-Anzeige.

Tieferschüttet erhielten wir die überaus traurige Nachricht, dass unser einziger heissgeliebter und hoffnungsvoller Sohn

Philipp Föller

Gefreiter im Füsilier-Regiment v. Gersdorff (Kurb.) Nr. 80,
Inhaber des Eisernen Kreuzes

nach 19monatlicher treuer Pflichterfüllung in seinem 23. Lebensjahr den Heldentod fürs Vaterland gestorben ist.

Die tieftrauernden Eltern
Karl Föller und Frau.

Oberstedten, den 13. März 1916.

Kurhaus Bad Homburg

Freitag, den 17. März, Abends 7/8 Uhr im Konzertsaal

Bunter Abend

unter gütiger Mitwirkung von:

Frau **Hans Zoell**, Königl. Sängerin
Frl. **Else Mohndorf**, Solotänzerin
Herr **Arthur Rother**, Kapellmeister
Herr **Nic. Geisse-Winckel**, Königl. Sänger
Herr **Fritz Scherer**, Königl. Sänger
Herr **Bernh. Herrmann**, Königl. Schauspieler

vom Hoftheater
Wiesbaden.

Platz für Kurhausabonnenten: Num. Platz 1 Mk., nichtnumerierter Platz 50 Pfg., für Nichtabonnenten 1,50 und 1 Mk.
Der Reinertrag wird der Kriegsfürsorge überwiesen.



Homburger Schützen-Gesellschaft (e. V.)

Unter Allerhöchster Protektion Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.

General-Versammlung

Samstag, den 18. März 1916, abends 8 1/2 Uhr in der „Wolfschlucht“.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht,
2. Kassenbericht,
3. Vorstandswahl,
4. Bestimmung des Motivs für die Freiheitsmedaille,
5. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen bittet

Der Vorstand.

Wir suchen verkaufsfähige Häuser

an beliebigen Plätzen, mit und ohne Geschäft, behufs Unterbreitung an vorgemerzte Käufer. Besuch durch uns kostenlos. Nur Angebote von Selbststeigern erwünscht an den Verlag der

„Vermiet- u. Verkaufs-Zentrale“

Frankfurt a. M. Hansa-Haus.

Eine schöne

6 Zimmerwohnung

mit allem Zubehör im 2. Stock des Hauses Ferdinandsstraße 42 ist für 1. Juli d. J. zu vermieten. Näheres beliebe man Louisenstraße 107 p. zu erfragen.

Zwei schöne

möblierte Zimmer

mit und ohne Küche, sowie auch einzelne Zimmer mit elektrischem Licht, Gas, Wasser sofort billig abzugeben.

Dorotheenstraße 7.

Große

3-Zimmerwohnung

im 1. Stock, ganz neu hergerichtet, mit Balkon Küche u. allem Zubehör, Gas und elektr. Licht zu vermieten

Elisabethenstraße 47.

Möbl. Zimmer

somit zu vermieten.

Louisenstraße 105.

Zu vermieten

zum 1. April Gymnasiumstraße Nr. 8 erster Stock schöne

5-Zimmerwohnung.

Näheres zu erfragen

Gymnasiumstraße Nr. 4 p.

Pensionär

übern. w. d. Kriegs, ev. auch dauernd leichten Posten, resp. Beschäftigung b. bescheid. Ansprüchen, auch Halbtage oder stundenweise.

Gefl. Angebote unt. „F. 1“ a. d. Ztg.

Am - 1

(Nachdruck verbot.)

Lisbethas Glück.

Roman von A. G a b e r.

Erstes Kapitel.

Endlich frei!

Lisbetha faltete die Hände und hob sie zum Fenstereisen empor, bis das kalte Metall des Riegels ihre Finger streifte. Sie legte die heiße Stirn darauf, und ihre Augen irrten durch die Glasscheiben und folgten dem Alltagsstreben, das da vier Stockwerke tiefer im gleichmäßigen Takte durch die Vorstadtsirasse pulsierte; sie hörte die Glocke des Milchjungen und das Rufen des Obstverkäufers, das Rasseln der Geschäftsfuhrwerke über das holprige Pflaster. Von fernher tönte das schrille Läuten der Straßenbahn.

Ja, war denn das wirklich noch dasselbe Leben wie sonst? War denn nicht alles anders geworden, mußte nicht alles im alten sein seit gestern? War es denn möglich, daß alles, im alten Gleichmaß weiterschritt, und nur ihr Leben, ihres allein, so eine ganz andere, neue, unerhoffte Wendung genommen hatte?

Sie strich mit der Hand über die Augen, als wolle sie einen Traum wegsehen, aber es half nichts — die alten Bilder kamen immer wieder. Hansjörgs rotglühendes, strahlendes Gesicht und Gertraudes stillglückliche Seligkeit. Sie meinte noch den Druck der festen Primanerhände zu spüren, wie sie ihre Schultern saßen und schüttelten, während es atemlos, leuchtend sich von den zitternden Knabenlippen rang: „Lis — Lis, wir haben gewonnen, wir drei! Fünfundszigtausend Mark!“

Die Gewinnliste lag vor ihr auf dem Tisch. Einen dicken roten Tintenstrich hatte Hansjörg unter die Nummer gemacht, die ihr Los trug, und neben welcher so ganz unscheinbar und selbstverständlich die Gewinnsumme prangte. Nicht einmal fettgedruckt waren die Zahlen — gerade so, als ob es die natürlichste Sache von der Welt sei, daß diese Losnummer und die Gewinnzahl beisammen standen. Kein Zufall — nein, Fügung des Himmels war es, die beide Zahlen nebeneinander gesetzt hatte. Daran glaubte sie fest.

Nun sollte es für sie ein Ende haben, dieses quälende, mühselige Stichein und Stichen von der Morgenfrühe bis zum Spätabend; ihre schmale Brust, die immer so heftig schmerzte beim Gebildstehen, würde jetzt aufatmen dürfen, ganz weit und ganz tief. Und sie konnte nun ihr Leben sich gestalten, wie sie wollte, niemand würde es ihr wehren, wenn sie vormittags im Sonnenschein durch den Tiergarten wanderte und nachmittags durch die Barenhäuser lief. Und zu arbeiten brauchte sie nun überhaupt nicht mehr. Nein, keinen Stich wollte sie mehr nützen für fremde Leute, nicht einmal mehr für Verch, obwohl durch deren Kinder ihr das Glück zugeführt worden war!

Frau Eisenbahnsekretär Verch hatte es ihr auch gleich angemerkelt, als sie gestern ihr Arbeitszeug zusammenpackte. Dort lag das Paket noch und vorläufig mochte es auch so liegen bleiben. Sie brauchte es ja nicht mehr — nie mehr! Schon das war für Lisbetha ein Genuß, eine der vielen Freuden, die ihr das Leben jetzt bringen würde, nachdem sie über ein halbes Menschenalter dahingelebt hatte in ergebenem Verzicht.

Eine Woche war es her, genau eine Woche. Sie sah gerade über Hansjörgs graugestreiften Kosen und stopfte ein kleines Dreieck, das er sich an einem Nagel des Weinschranks

eingerissen hatte. Heimlich, tat sie es. Frau Verch war ausgegangen, um Besatz für Gertraudes neues Frühjahrskleid zu kaufen, und sie hätte um keinen Preis etwas erfahren dürfen, weder von dem Riß noch von dessen schuldiger Ursache, dem Nagel am Weinschrank, oder vielmehr von Hansjörgs Besuch daselbst. Darum sah die geduldige Lisbetha und zog die Nadel durch den feingestreiften Kammgarnstoff und lächelte still vor sich hin.

Hansjörg sah ihr gegenüber und sah ihr ängstlich zu. Er hatte den sehnlichsten Wunsch, daß das Stopfen möglichst kunstvoll ausfiel und so unsichtbar wurde wie möglich. „Eine glückliche Hand muß man haben, zu solcher Arbeit — nicht wahr, Lis? — Sag, Lis, hast du eigentlich Glück, hast du schon einmal Glück gehabt?“

Lisbetha sah ihn an und wiegte bedächtig den schlichtfalten Kopf. „Glück? Ja, lieber Hansjörg, damit ist's so'n eigne Sache. Glück ist das, was man nicht hat — so mein' ich!“

Hansjörg nickte eifrig. „Ja, das stimmt. Zum Beispiel Geld — nicht wahr, Lis? Würdest du glücklich sein, wenn du Geld hättest?“

„Ach, du lieber Gott!“ seufzte Lisbetha. „Ja, das liebe Geld! Das ist das Glück, richtiges Glück, denn Geld schließt alle Türen auf. Wer Geld hat, der hat alles!“

„Möchtest du Geld haben, Lis? Viel Geld? So recht viel?“

„Ach, Hansjörg, wo soll ich denn Geld herkrlegen! Du weißt ja:“

„Wer nicht erheiratet und nicht ererbt, der bleibt 'n armes Luder, bis er stirbt!“

„Aber man braucht doch gar nicht zu heiraten und auch nicht zu erben! Es gibt auch noch andere Wege, zum Beispiel die Lotterie.“

„Ja, siehst du, Hansjörg, die ist auch nicht umsonst. Da muß man Geld übrig haben zum Wegschmeißen. Und dazu habe ich eben nichts übrig. Sonst — ach ja! — ich hab' schon immer gedacht, ob ich nicht mal spielen sollte.“

„Na, Lis, dann versuch's doch! Mit mir zusammen und mit Gertraude — zu drei Teilen! — Gertraude, Traude! Komma rasch!“

„Wo brennt's?“ Gertraudes dunkler Lockenkopf schob sich durch den Türspalt. „Komm ich anprobieren, Lis? Ach, du flücht schon wieder! — Na, Hansjörg, für dich ist's entschieden das richtigste, du kriegst Badehofen, so ganz kleine, weißt du? Wenn du dann mit dem Wein an einem Nagel hängen bleibst, heißt der Riß von selber wieder!“

„Danke sehr, mein Fräulein. Aber, bitte, laß jetzt die Anzüglichkeiten und komm. Wir brauchen dich dringend!“

„Was soll ich denn? Vielleicht gar stopfen helfen?“

„Nein, damit sollst du verschont bleiben. Aber Lotteriespielen wollen wir zwei, Lis und ich, und du sollst dabei sein.“

„Ja?“

„Ja, du. Wir brauchen nämlich einen Dummen dazu, weil die das meiste Glück haben.“

„Was!“ rief sie empört. „Wer Glück hat, gehört zu den Dummen? Na, dann spiel du nur allein für dich, und ich wünsche dir recht, recht viel Glück dazu!“

Sie hatte ihre Hand zur Faust geballt und wandte sich, Arschrot vor Empörung, der Tür wieder zu.

„Gertraude!“ tönte Lisbethas sanfte Stimme dazwischen. „Na ja, Lis, ich mein's ja nicht so schlimm. Aber wenn er immer wieder anfängt —“

„Na, Traudchen, ich möchte ganz gern der Dumme sein, wenn ich dadurch das Glück beim Schopf fassen könnte. Aber

„Gut! Wenn wir das geschloßen! Jedes fünf-
zwanzigtausend! Dis, was machen wir denn dann mit dem
vielen Geld?“

„Ich studiere!“ sagte Hansjörg. „Vonn, Heidelberg und
Berlin. Dazu langt's gerade. Das feinste Korps suche ich
mir aus. Traude, wenn du Hochzeit machst, komme ich im
schneidigen Wids und —“

„Und ich heirate einen Offizier!“ sagte Gertraude.
„Einen Ulanenleutnant! Oder vielleicht auch 'nen Husaren.
Welche sind denn hübscher, Dis?“

„Husaren, Traudchen! Die sind viel lustiger!“
„Ja, Dis, du hast recht! Also einen Husaren! Und mein
Brautkleid mußt du mit nähen helfen. Du mußt die Myrten
daran festnähen! Bei dir hält alles so gut!“

Aber Lisbetha hatte abwehrend die Hände gehoben.
„Nein, Traude, nein! Wenn das Glück wirklich kommen
sollte, dann arbeite ich nichts mehr — keinen Stich!“

Hansjörg hatte inzwischen eine Mark auf den Tisch ge-
legt. „Bitte, meine Herrschaften, der erste Schritt zum künf-
tigen Reichthum ist getan. — Dis, Traude — los!“

„Jetzt schon?“ fragte Gertraude bekommen und über-
legte, wieviel ihr noch bleiben würde, wenn sie eine ganze
Mark beisteuerte. Als sie aber sah, wie Lisbetha von ihrem
lehten Arbeitsverdienst eine besonders blanke Mark heraus-
suchte, zog sie auch ihr Beutelschen und legte ihr Geldstück zwi-
schen die beiden anderen.

Hansjörg ließ die Markstücke in der hohlen Hand klingen
und klappern. „So, Traude, nun komm! Du sollst das Los
ziehen für uns. Aber wehe dir, wenn's eine Niete ist!“

So waren die Kinder gegangen und eine halbe Stunde
später wiedergekommen, freudestrahlend und lichernd ob ihres
gemeinschaftlichen Geheimnisses. Denn kein Mensch durfte
etwas erfahren davon. Sie nahmen der gutmütigen Dis, die
zu allem ja sagte, ein förmliches Schweigegelübde ab. Wer
sich mit einem einzigen Wort verraten würde, dessen Anteil
solle verfallen sein zugunsten der anderen. Lisbetha erhielt
einen weißen länglichen Zettel, auf dem die Losnummer und
die „Gesellschafterbedingungen“ standen. Hansjörg hatte es
mit roter und schwarzer Tinte geschrieben, und Gertraude
war so entzückt über das amtliche Aussehen des Anteil-
scheines, das Hansjörg ihr auch einen anfertigen mußte.

Und nun war das Glück wirklich zu ihnen gekommen,
ganz so, wie sie es sich in scherzendem Uebermut als törich-
tes Lustgebilde vor Augen gezaubert hatten. Herr Eisen-
bahnsekretär Lerch war sofort mit dem Gewinnlose zu dem
Bankhause geeilt, wo die Auszahlung der Gewinne statt-
finden sollte, und am Nachmittag sollte Lisbetha zu Lerch's
kommen und ihr Geld in Empfang nehmen. Herr Lerch
hatte ihr zwar den Vorschlag gemacht, er wolle die Summe
für Lisbetha, mit dem Gelde der Kinder zusammen, bei einer
Bank niederlegen, aber davon hatte sie nichts wissen wollen.
Nein, sie wollte ihr Geld haben, wirklich haben, es in der
Hand halten, durchzählen, sich am glücklichen Gefühl ihres
Besizes weiden. Dann wollte sie es selbst anlegen. Nicht das
ganze Geld bei einer einzigen Bank — o nein! Sie war vor-
sichtig geworden durch das, was von verfrachten Bankhäusern
so oft in den Zeitungen stand. Trau, schau, wem! Es war
viel klüger und vorsichtiger, wenn sie die Summe an verschie-
dene Banken verteilte.

Wie langsam die Zeit doch verstrich! Sonst, wenn sie
bei der Arbeit saß, waren die Vormittagsstunden wie im
Fluge vorüber. Heute schlich die Zeit, als habe sie Blei an
den Füßen.

Lisbetha trat wieder ans Fenster. In breitem, glänzen-
dem Streifen lag die Sonne über der ganzen Vorderfront der
Straßenseite drüben, und wenn eines der blühenden Fenster
sich bewegte, flog in Lisbethas Stübchen ein heller, funkelnder
Schein. Noch nie hatte Lisbetha die richtige Sonne gehabt
im Zimmer, weil ihre Fenster nach Norden gerichtet waren.
Dis jetzt hatte sie kaum darauf geachtet, denn sie war ja meist
tagsüber außer dem Hause beschäftigt. Nun kühlte sie
plötzlich diesen Mangel ihrer Wohnung wie ein persönliches
Unrecht, das ihr angetan wurde. Nein, jetzt brauchte sie nicht

den ersten Winter des Stübchens, und sie würde darin über-
den bis an ihr Lebensende.

Schreckende Spaken flogen vor ihren Fenstern auf und
nieder. Lisbetha öffnete einen Flügel und streute welche
Sammelstrumen auf den Sims. Und plötzlich legte sie die
Hände vors Gesicht und begann zu weinen, denn es war ihr
der Gedanke gekommen, daß sie jetzt imstande war, in die
Reihe der Lebenden zu treten, nachdem sie ihr Leben lang
nur zu den Nehmenden gehört hatte.

Lisbetha Brendelius hatte eine schwere Jugendzeit durch-
lebt, doppelt schwer, weil die Kindheit so sonnig und blühend
gewesen war, so voll holden Zaubers paradiesischer Unbestim-
mertheit, wie es eben nur dem einzigen, verwöhnten Kinde
wohlhabender Eltern zuteil werden kann. Der Vater war
Kreisphysikus in einem kleinen, idyllisch gelegenen Städt-
chen am Rhein, im weiten Umkreise geachtet und beliebt, die
Mutter eine sanfte, stille, feine Frau, deren ganzes Lebens-
glück und Lebenssonne die kleine Lisbetha verkörperte. Der
traumhaft schöne Zauber der Gegend und die schönheitsge-
tränkte, gemüthsweiche Atmosphäre des Hauses Brendelius
trugen die heranreisende Seele der kleinen Lisbetha auf
Wollenschiffchen durch den blauen Aether der Kindheit. Bis
eines Tages der Sturm nahte, bis drohende Wetter an den
Schleiern zerrten und sehten und sie auseinander rissen.
Da barst das Wollenschiffchen, und Lisbethas junge Seele
wurde aus dem weichen Himmelsblau auf die harte, graue
Erde getrieben.

Sechzehn Jahre war sie alt, und hatte zum ersten
Male die langen blonden Zöpfe zur Flechtenkrone hochge-
steckt, als ein tödtliches Fieber, dessen Keim der Vater sich
auf seinen Krankenbesuchen geholt hatte, beide Eltern bin-
nen wenigen Tagen dem Tode in die ausgebreiteten Arme
trieb.

Lisbetha war plötzlich zur Waise geworden. Ratlos
stand sie dem Leben gegenüber, das so viel von ihr forderte,
und dem sie doch so gar nichts zu geben hatte. Ratlos zählte
sie das Geld, das ihr aus dem Verkauf des elterlichen Haus-
rats zugeflossen war, und trotz ihrer Unerfahrenheit mußte
sie, daß sie nur wenige Monate würde davon leben können.
Ratlos hörte sie die wohlgemeinten Reden der Freunde und
Bekannten an, die ihr von einem Beruf erzählten, den sie
ergreifen müsse, die da sagten, daß sie etwas lernen solle,
damit sie in einem Zweige des Erwerbslebens vollkommen
sei, denn nur die Vollkommenheit könne auf Erfolg rechnen.

„Beruf ist das, was den Menschen ruft,“ hatte ihr Vater
einmal gesagt, und als ihr das einleuchtete, war der Aus-
spruch in ihrem Gedächtnis haften geblieben. Nun sah sie
mit gespannten Sinnen und harter des Rufes — und die
Zeit verging. Endlich begann sie ihre Garderobe instand zu
setzen, die alten Sachen der Mutter für sich zurechtzustuben,
Neues zu erfinden; und bei dieser Arbeit fing ihre Seele
wieder an, die Schwingen zu heben und zu versuchen, ins
blaue Aetherreich wunschloser Träume zurückzufliegen. Wun-
derbare Gebilde entstanden unter Lisbethas weichen Hän-
den, so traumhaft schön, als habe die träumende Seele ihr
Werden beeinflusst. Und wenn Lisbetha praktische Vorbil-
dung und theoretische Kenntnisse gehabt hätte, dann hätte
sie Gutes leisten können im Modesch. So aber, da ihr die
Mittel und auch die Ausdauer zu praktischer Lehrzeit fehl-
ten, blieb es eben geschickte Dilettantenarbeit.

Eines Tages geriet das Anzeigenblatt einer großen
Berliner Zeitung in ihre Hände, und Lisbetha erstaunte
über die Fülle von Arbeit, die sich dort fleißigen Händen
werbend anbot. Einem raschen Entschluß folgte rasche Tat.
Lisbetha nahm den Rest ihres Geldes, warf noch einen
lehten Blick auf das Grab ihrer Eltern und die rebenum-
rankten Rheinufer, an denen ihr verschlossenes Paradies lag,
und siedelte nach Berlin über, um durch ihrer Hände Werk
den zarten Körper zu erhalten, während ihre Seele im Lande
lichter Märchenträume weiter schlummerte.

Und so ward des Kreisphysikus Brendelius' einzige,
vergötterte Tochter eine bescheidene, armseilige Hausnäherin.

Der wie sonst, so auch jetzt, die Hand auf die Schulter. „Junge, wenn das wahr wird, wenn du das erreichst, wirst du, Rechtsanwalt! Das hab' ich mir immer für meinen Jungen gewünscht. Und es wäre doch unmöglich geblieben bei meinem schmalen Einkommen und den teuren Preisen jetzt, selbst wenn sich eine Freistelle für dich geboten hätte! Hast du denn der Buchhandlung schon Mitteilung gemacht, daß du nicht in die Lehre eintrittst?“

„Sofort, Vater — alles erledigt. Sind schon mit allem im Reinen. Jetzt bin ich achtzehn, mit neunzehn werde ich's Abiturium machen.“

Da sagte der Vater den blonden Kopf seines großen Jungen zwischen seine feinen, weißen Schreiberhände und legte die Lippen segnend auf die klare, breite Knabenstirn. Visbetha stand in leichter Verlegenheit abseits und sah hinüber zu der bewegten Gruppe, denn auch Frau Verch hatte jetzt in raschem Impuls ihren Aeltesten in die Arme geschlossen.

Endlich sagte sie einen Entschluß und trat näher. „Na, Frau Verch, nun werde ich wohl gehen müssen. Ich störe doch vielleicht hier!“ Und sie hob die schmale, verarbeitete Hand, um sie Frau Verch zum Abschied hinzureichen.

Aber Traude schob sie unsanft zur Seite. „Jetzt willst du gehen, Vis? Und 's gibt doch gleich Kaffee mit Kuchen und Schlaghahne zur Feier des Tages! Nein, da mußt du dabei sein, sonst ist ja der Hauptgewinn nicht voll!“

„Ertz stecken Sie aber Ihr Geld ein!“ mahnte Herr Verch. „Nur vorsichtig! — Wohin stecken Sie's denn?“

Visbetha errödete. Sie hatte bereits vorgesorgt, trug auf der Brust unter dem Kleide ein kleines graues Lederbeutelchen, das an einer Schnur um den Hals befestigt war und das sie auch nachts nicht abzulegen beschlossen hatte, bevor sie ihr Geld nicht in Sicherheit wußte. Bei Verchs Frage preßte sie unwillkürlich die Hand auf die Stelle, wo sich das Täschchen durch leichten Druck bemerkbar machte.

Gertraude lachte. „Danach fragt man doch nicht, Vater! — Kommt, Vis, wir wollen den Schatz zusammen verpacken — ich helfe dir!“

Eilig huschten sie miteinander hinaus ins Schlafzimmer.

„Na, Vis, und gar nicht mehr arbeiten wollen Sie für uns? Na, kann's Ihnen nicht verdenken!“ sagte Frau Verch, als die Mädchen wiederkamen, und schenkte die Tassen voll. „Sie haben ja nun auch so viel, daß Sie davon leben können. Nein, so ein Glück! Wie ist Ihnen denn eigentlich zumute?“

Das konnte Visbetha gar nicht sagen. Oder sollte sie der Wahrheit gemäß berichten, daß sie hier wie auf Kohlen saß, daß jedes Wort, jede Miene der Familie Verch es ihr deutlich zum Ausdruck brachte: „Du hast nur uns dein Glück zu verdanken!“ Und wenn sie auch jetzt ein reiches Mädchen war — am Tische der Familie Verch blieb sie immer die arme bescheidene Näherin.

„Na, dann lassen Sie sich's gut gehen!“ sagte Frau Verch zum Abschied. „Ich hätte ja noch das Blaue für Traudchen zu machen gehabt, aber wenn Sie nicht mehr wollen — ich kann's ja auch der Müllern geben. Sie ist zwar ein bißchen teurer, aber sie hat Schick. Und wir können's ja jetzt bezahlen. Lassen Sie sich aber bald wieder sehen — ja?“

Damit wurde Visbetha endlich entlassen.

Drei Tage lang trug sie das Geld auf dem Herzen — drei Tage und drei Nächte. Dann entschloß sie sich endlich, es fortzugeben. Sie holte die Adressen herbei, die Verch ihr aufgeschrieben hatte, und suchte sich drei Privatbanken heraus. Jeder wollte sie achttausend Mark übergeben, und das, was ihr blieb — es war kein volles Tausend mehr, da die Spesen und Steuern in Abzug gebracht waren — das wollte sie für Einkäufe verwenden. Ach, was sie alles kaufen wollte! Einen schönen Teppich und einen Spiegelschrank, neue Gardinen an die Fenster — ja, und eine Kücheneinrich-

Zweites Kapitel.

Nun hielt sie es in Händen, das Glück. Sie zählte wieder und wieder, sie konnte sich gar nicht genug tun daran. Und Herr Verch sagte ihr etwas von Vorsicht beim Aufbewahren und gutem Verschließen des Faches, in dem das Geld über Nacht bleiben sollte, schrieb ihr die Adressen einiger Banken auf und gab ihr allerhand gute Ratsschläge, damit sie nur ja nirgends über's Ohr gehauen werde. Sie nickte und lächelte und hörte doch nur mit halbem Ohr hin, und sah auf das Paket Banknoten vor sich und dann zu Hansjörg und Gertraude hinüber, die mit leiser Ueberlegenheit Visbethas verwirrte Freude beobachteten; denn sie waren bereits jeder im Besitz ihres Kontobuches der Deutschen Bank und hatten schon den ersten Anlauf zur selbständigen Vermögensverwaltung getan, indem sie fünfhundert Mark von ihrem Guthaben sich hatten auszahlen lassen; dann waren sie beide gegangen und hatten sich jedes eine goldene Uhr gekauft, die sie jetzt mit stolzer Freude herumzeigten.

„Man muß doch was haben von seinem Gelde!“ sagte Gertraude wichtig.

„Du hättest schon noch warten können bis zur Einsegnung. Nun weiß ja niemand, was man dir schenken soll!“ sagte die Mutter. „Ueberhaupt, ich bin dafür, daß Gertraude nun in eine Pension kommt. Denn ein Mädchen mit Geld kann Ansprüche machen und auf einen Mann aus besten Kreisen rechnen.“

„Natürlich, ich heirate einen Offizier! Einen Husaren-Leutnant! Nicht wahr, Visbetha?“ jubelte Gertraude dazwischen.

Die Mutter lachte. „Na, dazu muß man aber auch viel Bildung haben und viel gesellschaftlichen Schlick, und den sollst du eben in der Pension bekommen!“

„Aber das Geld wird draufgehen dabei!“ entgegnete der Vater. „Und dann sitzt sie da mit der Bildung und den feinen Manieren und ist arm wie 'ne Kirchenmaus. Nein, daraus wird nichts. Gertraude bleibt hier und erlernt irgendeinen praktischen Beruf, und das Geld bleibt liegen mit Zins auf Zins, bis Gertraude des Arbeitens müde geworden ist; und dann hat sie einen sorglosen Lebensabend.“

„Hui! Bis dahin kann ich ja noch zehnmal das große Los gewonnen haben!“ wandte Gertraude schmolend ein.

Frau Verch hatte sich erhoben und schob Gertraude mit ausgestreckten Armen vor sich hin, ihr musterndes Auge glitt an ihr auf und ab, und die Hand strich ihr den Faltenrost fest um die Hüften. „Ja, und Sachen braucht das Mädel jetzt vor allen Dingen. Ach Gott, es gibt so viel Nötiges! Wäsche und Kleider und Stiefel und zwei Mäntel.“

„Güte auch, Mutter!“

„Gewiß doch! Und die Einsegnung können wir nun auch ein bißchen festlicher gestalten. Ach, es ist doch ein Segen, wenn Geld im Hause ist! Für Traudes Alter brauchen wir doch jetzt noch nicht zu sorgen und —“

„Mutter, sie heiratet doch vorher!“ rief Hansjörg spöttisch dazwischen.

„Ja, und du studierst!“ gab Gertraude spitz zurück. „In Bonn, Heidelberg —“

tautliches war — und eine kleine Waschmaschine und eine
Dauersolle, denn sie wollte sich alles selbst allein machen, wollte
für sich allein wirtschaften, kochen und waschen und plätten
für ihren eigenen Bedarf. Was sollte sie denn sonst mit der
Zeit anfangen? Wie lange doch so eine Stunde war! Und
jeder Tag hatte deren vierundzwanzig, und acht Stunden da-
von schlief sie nur. Blieben ihr noch sechzehn übrig — sech-
zehn volle Stunden!

Und wenn sie so allein in ihrem Stübchen saß, ohne daß
jemand nach ihr fragte, dann kroch die Einsamkeit auf sie zu
wie ein unsichtbares Gespenst, das mit hageren Fingern nach
ihrem Herzen griff und den Schlag desselben hemmte, bis daß
er langsam ward und stöhnend und leise — unhörbar! Dann
mußte sie aufspringen, irgend etwas ergreifen, es hin und
her tragen, nur um den Schall ihrer Schritte zu hören, um
sich selbst zu überzeugen, daß sie noch am Leben sei.

Leben? War dieses Leben ein Leben, das sich lohnte?
Aber das war's — sie hatte es verlernt, sich selbst zu beschäf-
tigen, war daran gewöhnt, daß ihr andere die Zeiteinteilung
vorschrrieben. So, Lis, jetzt schneiden Sie zu und dann früh-
stücken Sie, und um zwölf bin ich hier zum Anprobieren, und
um zwei wird gegessen." — Ja, so war's immer gewesen.
Und des Sonntags war sie zur Kirche gegangen und dann
zu Aschinger zum Mittagessen, und dann hatte sie sich zu
Hause ein wenig hingelegt und gelesen, und abends war sie
in ein billiges Theater oder Konzert gegangen. Das waren
ihre Sonntage gewesen. Aber so ein freier Wochentag hatte
ein ganz anderes Gesicht. Und heute war es ihr sogar vorge-
kommen, daß sie um zwei Uhr noch in der Morgenjude vor
dem Wäschschrank saß und nicht daran gedacht hatte, sich
etwas zu Mittag zu besorgen.

Lisbetha hatte ihr Zimmer gekündigt. Es war schon
innerer ihr heißester Wunsch gewesen, eine eigene kleine Woh-
nung zu besitzen, selbständiger Mieter in einem Hause zu sein.
Einige Möbelstücke aus dem Elternhaus hatte sie behalten, die
sollten sie nun auch in das neue Heim begleiten. Oh, sie sah
es schon vor sich! Zwei Zimmer nach der Gartenstraße — mit
dem Blick auf belaubte Bäume und grüne Rasenflächen —,
in die das Sonnenlicht hineinflutete, auch wenn es Winter
war. Weiße Gardinen an den blinkenden Doppelfenstern, lichte
Tapeten im modernen Streifenmuster, eine kleine, niedliche
Küche mit Gasapparat, vielleicht gar Warmwasser- oder Zen-
tralheizung.

Ihr Herz begann heftiger zu schlagen. Warum sollte sie
das alles nicht haben können? Sie besaß ja Geld, Geld —
Geld!

Und sie machte sich auf den Weg, um die ersten achtau-
send Mark zur Bank zu tragen.

Am nächsten Tage kaufte sie verschiedenes ein, trug auch
die anderen je achtaufend Mark zur Bank, war stundenlang
mit Wohnungssuchen beschäftigt und fand schließlich auch das,
was sie suchte: eine kleine, freundliche Gartenwohnung, zwei
Zimmer mit allerliebster Küche, freilich ohne Zentralheizung.
Aber das machte nichts.

Lisbetha war selig. Sie richtete sich alles recht niedlich
und zierlich ein, jedes Gächchen war ein Spiegelbild ihres
eigenen adretten Persönchens, und als alles fertig war, wan-
derte sie stillbeglückt aus einem Raum in den andern und
wünschte nur, recht viele Leute möchten zu ihr kommen, um
ihre neues Heim zu bewundern, um sich mit ihr an ihrem
Glücke zu freuen.

Aber sie hatte vergebens; die Klingel tönte gar zu selten.
Sie hatte ja auch weder Freundinnen noch Verwandte hier,
und die Damen, bei denen sie früher arbeitete, hatten doch zu
wenig Interesse für das behagliche Leben, das sich die kleine
Mäherin geschaffen hatte.

So vergingen die Tage still und einsam, und der Som-
mer kam und brachte heiße, schwüle, gewitter schwere Stunden,
und wenn Lisbetha auf die Straße trat, sah sie hochbepackte
Gepäckdroschken zu den Bahnhöfen rollen, und von allen Sei-
ten tönte das Wort „Reisen“ an ihr Ohr.

Reisen! Ja, das war auch etwas für sie! Das konnte
sie sich ja jetzt auch gönnen! Vielleicht ihren Rhein wieder-

in dem sie ihre Seele — sagte Gertraude, wie sie zu Lis-
betha gekommen war, um sich ihr in dem neuen „Blauen“
vorzustellen. Nach Swinemünde. Von dort kann man so
schöne Partien machen überall hin, und man hat Bäder und
Strand und Wald und den Hafen, wo die Kaiserliche Flotte
vor Anker liegen. Und gute Konzerte sind da, und feine Bälle,
und überhaupt ein ganz großstädtisches Leben und Treiben,
so daß man Berlin gar nicht vermisst. — Kennst du die See
überhaupt schon, Lis?

Nein, sie kannte die See noch nicht. Konnte sich über-
haupt keine rechte Vorstellung davon machen.

Wasser und Wasser, Lis, soweit das Auge schweift.
Manchmal ist's glatt wie ein Spiegel und ganz stahlblau,
und dann wird's plötzlich grau wie schmutziges Metall,
und grüne Streifen ziehen sich durch, und kleine Wellchen
kommen aus Ufer gelaufen auf tausend kleinen weißen
Füßchen. Aber auch große Wogen peitscht der Sturm oft
gegen die Molen, so daß die Schaumköpfe ihre weißen
Mähnen schütteln und schneeigen Gischt umherspritzen. —
Du besinnst dich doch, Lis, wenn uns Hansjörg von Posei-
dons Roffen vorlas? So ist's, gerade so!

Ja, Lisbetha besann sich. Sie hatte damals zugehört
ohne tieferes Interesse; was kümmerte sie Poseidon und
sein Befehl, wenn sie tagaus, tagein an der Nähmaschine
sitzen mußte und die Arbeit ihr auf den Nägeln brannte!
Höchstens, daß sie ärgerlich war, denn Hansjörgs Vorlesen
bereitete ihren eigenen Träumen ein jähes Ende. Aber
sagen wollte sie nichts dagegen, dazu war sie zu gutmütig,
und bescheiden. Jetzt schob sich das, was von damals in
ihrem Gedächtnis haften geblieben war, wie ein fremdes
Etwas in ihre stille Gedankenwelt.

Lis, ich borge dir das Buch gern, wenn du's haben
möchtest. Wir brauchen's ja nicht mehr. Und du hast ja
jetzt Zeit zum Lesen — überhaupt, ich würde viel lesen an
deiner Stelle. Allerhand auffrischen — du hast doch gewiß
eine gute Schule besucht damals?

Lisbetha lächelte. „Ja freilich, Gertraude. Aber doch
nicht so, wie du's meinst. Vor zwanzig Jahren waren wir
nicht so weit mit der Frauenbildung wie heute, und ich war
nie ein starker Lerner. Heutzutage, wo den Mädchen ein ab-
geschlossenes Wissen zuteil wird, hat auch ihre Zukunft ein
ganz anderes Gesicht bekommen.“

„Na ja. Manchmal. Aber im großen ganzen ist's doch
heute dasselbe Lied wie früher. Heiraten wollen wir schließ-
lich alle. Ich auch, Lis.“

Damit verabschiedete sich Gertraude lachend und lief
davon.

Lisbetha blickte ihr nach, gedankenverloren, und stand
noch immer am Fenster, als des Mädchens helle Gestalt längst
im Geviß der Straße verschwunden war. Wieder war ein
zündender Funke in ihr Wünschen gefallen.

Die See! Ja. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht.
Die mußte sie auch sehen — ach, wie groß doch ihr Glück war,
daß sie sich jetzt jeden Wunsch erfüllen konnte.

Gleich am Nachmittag ging sie und kaufte sich ein
Strandkostüm und Strandschuhe und stand lange unschlüssig
vor den hellen Reisemühen, bis sie eine gefunden hatte, die
ihr in Farbe und Form zusagte. Als sie aber dann vor dem
Spiegel stand und ihr altes Gesicht anschaute, das ihr unter
der flotten Mühe doppelt weiß und häßlich vorkam, verzichtete
sie und griff wieder zu ihrem schlichten, geradkneipigen Ra-
trotzenhütchen, an das sie nun schon jahraus, jahrein gewöhnt
war.

Drei Tage später war Lisbetha in Swinemünde.

Sie war mit der Eisenbahn bis nach Stettin gefahren,
hatte dort den Zug verlassen und sich nach dem „Obin“ durch-
gefragt, mit dem sie nach Swinemünde weiterfahren wollte.
Das hatten ihr Vercks geraten, als sie sich bei ihnen verab-
schiedete, und sie hatten ihr auch einige Adressen für preiswerte
Wohnungen gegeben. Sie selber wollten erst in acht Tagen
reisen, zu Beginn der Ferien.

(Fortsetzung folgt.)